

SOZIOLOGISCHES INSTITUT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Männlichkeit und Weiblichkeit

Zur Geschlechterproblematik bei Georg Simmel

Annina Tschanz

annina@tschanz.com

Zürich, Oktober 2003

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	2
2. Die Grundrelativität von Männlichkeit und Weiblichkeit	3
3. Die Wesen von Mann und Frau	6
4. Von der Möglichkeit weiblichen Kulturschaffens	9
5. Simmel aus Sicht seiner Zeitgenossinnen	16
6. Schlusswort	18
Literaturverzeichnis	21

1. Einleitung

Georg Simmel – ein unkonventioneller Denker um die Jahrhundertwende, der sich nicht in die Reihe der klassischen Soziologen einordnen lässt, sondern eher Anreger als Systematiker gewesen ist, oder wie Habermas sagen würde, „*eher philosophierender Zeitdiagnostiker mit sozialwissenschaftlichem Einschlag als ein solide im Wissenschaftsbetrieb verwurzelter Philosoph und Soziologe*“ (Habermas 1986: 8).

Wer Simmel liest, der sieht sich mit immer wieder neuen Gedanken und Sichtweisen konfrontiert – Sichtweisen, die zum Teil zusammenhangslos nebeneinander stehen oder sich gar widersprechen. Simmels inkonsistente Vorgehensweise, seine „Standpunktlosigkeit“ und methodische Offenheit haben ihm nicht zu Unrecht den Ruf des „Systematikers der Unsystematik“ eingebracht (vgl. Ulmi 1989: 70). Simmel geht es in seinen essayistischen Aufsätzen auch weniger darum, allgemein gültige Thesen aufzustellen, als vielmehr um die Wiedergabe von Beobachtungen und das Aufzeigen bestehender Strukturen.

Simmels eigentümliche Art zu reflektieren spiegelt sich auch in seinen Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter wider, wo er geradezu doppelbödige Untersuchungen zur „Weiblichkeit“ anstellt. Während er das Phänomen der Weiblichkeit als gesellschaftliche Konstruktion entlarvt, verfällt er gerade selbst dieser Weiblichkeitskonstruktion. Kaum ein Autor hat mit seinen Schriften zur Geschlechterproblematik solch kontroverse Reaktionen ausgelöst wie Simmel, und so mag es nicht verwundern, dass seine möglichen Lesarten und Interpretationen fast das ganze Spektrum abdecken: „vom typisch ‚phallischen Ideologen‘ (Menzer 1983) bis zum umsichtigen Analytiker der sozialen und kulturellen Benachteiligung der Frauen“ (Ulmi 1989: 15f).

Tatsächlich betrachtet Simmel in seinen Aufsätzen zur Geschlechterproblematik das Phänomen der Weiblichkeit und den Ausschluss der Frauen aus Kultur und Wissenschaft mit fast feministisch avantgardistischem Blick. Zugleich fehlen aber auch gegenteilige Ausführungen nicht, was ihm gerade aus feministischen Kreisen auch wieder viel negative Kritik eingebracht hat (vgl. Menzer 1983; Ulmi 1989: 16). Selbst namhafte Vertreter der Soziologie stehen Simmel gespalten gegenüber. So schreibt etwa Habermas im Vorwort zu Simmels Essay-Band „Philosophische Kultur“: „Freilich ist das

„Wesensapriori“ der Frau, das bei Simmel herauskommt, nicht gerade frei von Männerphantasien; es verdankt sich im übrigen der kühnen Ontologisierung zeitgenössischer Phänomene“ (Habermas 1986: 16).

In meiner vorliegenden Arbeit zur Geschlechterproblematik möchte ich versuchen, Georg Simmel in seiner ganzen Vielschichtigkeit wiederzugeben. Ich richte meinen Fokus auf seine Aufsätze „Weibliche Kultur“ und „Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem“, welche die zwei dichtesten und wohl bekanntesten Arbeiten Simmels zur Geschlechterfrage sind. Beide gehen vom männlichen Charakter der Kultur aus und wurden von Simmel im selben Jahr (1911) überarbeitet und in den Essay-Band „Philosophische Kultur“ aufgenommen. Ausgehen möchte ich von Simmels Überlegungen zur Grundrelativität des Lebens: Der Relativität von Männlichkeit und Weiblichkeit. Anknüpfend soll darauf eingegangen werden, wie Simmel die unterschiedlichen Wesenheiten von Mann und Frau charakterisiert und sie anhand geschlechtsspezifischer Eigenheiten und Charaktermerkmale darstellt. Seine Auseinandersetzung führt schließlich zur Frage, ob den Frauen in einer von Männern dominierten Kultur die Möglichkeit zu eigenen, spezifisch weiblichen, Kulturleistungen geboten wird. Im Anschluss an mögliche Lösungsvorschläge Simmels sollen die Meinungen zweier Zeitgenossinnen herangezogen werden, die als Vertreterinnen der Frauenbewegung ausführlich auf Simmels Werk eingegangen sind.

Um einen möglichst authentischen Eindruck von Simmels Denkweise zu bekommen, erscheint es mir angebracht, die diskutierten Inhalte mit entsprechenden Originalzitaten aus seinen Aufsätzen zu unterlegen.

2. Die Grundrelativität von Männlichkeit und Weiblichkeit

Ausgangspunkt von Simmels Überlegungen zur Geschlechterthematik bildet die Grundrelativität von Männlichkeit und Weiblichkeit (vgl. Simmel 1986: 64). Alles auf dieser Welt erfassen wir stets in oder als Relation zu einem anderen. Jegliche Betrachtungsweisen und Beschreibungsversuche sind in dieses polare Verhältnis eingebunden, wonach sich das eine ohne Bezug auf ein anderes gar nicht beschreiben lässt (vgl. Simmel

1986: 64). Übertragen wir diesen Gedanken auf die Relativität von Männlichkeit und Weiblichkeit, so kann die Existenz eines neutralen Betrachtungsstandorts von Geschlechtlichkeit von vornherein ausgeschlossen werden (vgl. Dietzen 1993: 62). Zugleich besteht eine typisch menschliche Tendenz, „aus einem Paar polarer Begriffe, die ihren Sinn und ihre Wertbestimmung aneinander finden, den einen herauszuheben, um ihn noch einmal, jetzt in einer absoluten Bedeutung, das ganze Gegenseitigkeits- oder Gleichgewichtsspiel umfassen und dominieren zu lassen“ (Simmel 1986: 65). Männlich und weiblich können also nicht in unhierarchisierter Relativität nebeneinander stehen, „sondern eines von ihnen [...] wächst zu einem Absoluten auf, das die Relation trägt oder normiert“ (Simmel 1986: 64). Im Falle von Mann und Frau ist es das Männliche, das sich zum Absoluten aufschwingt, denn sind es nicht vorwiegend *männliche* Werte und Normen, die unsere Wahrnehmung und Beurteilungsstandards strukturieren?

Zurückführen lässt sich diese männliche Dominanz nicht etwa auf eine naturgegebene Überlegenheit des männlichen über das weibliche Geschlecht, sondern vielmehr liegt sie in der *Machtstellung* der Männer begründet (vgl. Simmel 1986: 65). Wie jede andere soziale Macht verfestigt patriarchale Herrschaft ihren Einfluss und ihre Autorität dadurch, dass sie ihr eine institutionelle Basis verleiht, die aus sozialen Normen, Regeln, Vorschriften, Gesetzen und Institutionen besteht (vgl. Dietzen 1993: 63). Macht wird dadurch von personengebundener Autorität in eine unpersönliche Einfluss- und Machtbeziehung überführt – vom Männlichen zum „schlechthin Objektiven und sachlich Massgebenden“ (Simmel 1986: 66). Dies führt soweit, „dass die Kultur der Menschheit auch ihren reinen Sachgehalten nach sozusagen nichts Geschlechtsloses ist und durch ihre Objektivität keineswegs in ein Jenseits von Mann und Weib gestellt ist. Vielmehr, unsre objektive Kultur ist, mit Ausnahme ganz weniger Gebiete, durchaus männlich“ (Simmel 1986: 221). Nicht nur sind es die Männer, welche Kunst und Industrie, Wissenschaft, Handel, Staat und Religion geschaffen haben, männlichen Charakter tragen auch die Sprache und die Begriffsbildung (vgl. Simmel 1986: 221). „Dass man an eine, nicht nach Mann und Weib fragende, rein ‚menschliche‘ Kultur glaubt, entstammt demselben Grunde, aus dem eben sie nicht besteht: der sozusagen naiven Identifizierung von ‚Mensch‘ und ‚Mann‘, die auch in vielen Sprachen für beide Begriffe das gleiche Wort setzen lässt“ (Simmel 1986: 221).

Für die Beurteilung der Frau hat diese Gleichsetzung von objektiv = männlich verhängnisvolle Folgen (vgl. Simmel 1986: 66). Nicht selten werden die Frauen idealisiert und mystifizierend überschätzt, indem sie als sozusagen „anderes“ Wesen auf eine eigenständige normative Basis gestellt werden (vgl. Simmel 1986: 66). In diesem Fall jedoch muss man sich die Frage stellen, ob in einer männlich dominierten Kultur überhaupt Kriterien bestehen können, an denen die Differenz der Frauen gemessen werden kann. Ist nicht vielmehr das pure Gegenteil der Fall – dass Frauen nach Kriterien beurteilt werden, welche für *Männer* kreiert sind? (vgl. Simmel 1986: 66).

Für die Selbständigkeit des weiblichen Prinzips bieten sich keinerlei Entfaltungsmöglichkeiten, denn solange die Frau an männlichen Massstäben gemessen wird, kann sie im Grunde genommen nur ein unvollständiger Mann sein. Ein Beispiel dafür ist gemäss Simmel die angebliche „Rechtsfremdheit“, welche den Frauen immer wieder vorgeworfen wird (vgl. Simmel 1986: 222). Frauen scheuen juristische Urteile und Normen, nur richtet sich diese Aversion im Grunde nicht gegen die Rechtsprechung an sich als vielmehr gegen die Tatsache, dass das gültige Recht ein *männliches* Recht ist (vgl. Simmel 1986: 222). Dem weiblichen Gerechtigkeitssinn entsprechend würde ein von Frauen geschaffenes Recht ganz anders aussehen, denn *„jedes in sich bestimmte, durchgehende Rechtsgefühl würde [...] ein Recht ergeben und ein auf diese Weise aus dem spezifisch weiblichen Rechtsgefühl entsprungenes würde nur deshalb nicht als sachlich gültiges ‚Recht‘ anerkannt werden können, weil das Sachliche a priori mit dem Männlichen identifiziert wird“* (Simmel 1986: 222).

Wäre das Männliche nicht mehr als das Relative zum Weiblichen, könnten sich die Frauen „von einem Appell an eine über beiden gelegene[n] Instanz des Geistes Gerechtigkeit erhoffen“ (Simmel 1986: 66). Doch solange kein externer Standpunkt existiert, kann es auch keine geschlechtsneutralen Beurteilungskriterien geben. Versucht man noch so sehr, die Frau an einem rein weiblichen Massstab zu messen, erweist sich bei genauerem Hinsehen doch alles wiederum nur als Korrelat zum Männlichen, weil all unsere Massstäbe aus einer Kultur entstanden sind, in der Frauen keinen oder nur geringen Einfluss haben (vgl. Dietzen 1993: 65). So ist das Weibliche stets das, was dem Mann *„in seiner polaren Beziehung zu [ihm/A.T.] wünschenswert ist, [...] das ihm gefallen, ihm dienen, ihn ergänzen soll“* (Simmel 1986: 66f).

Simmel spricht in diesem Zusammenhang von einer Verdoppelung der weiblichen Ergänzungsfunktion (vgl. Dietzen 1993: 68ff): Einerseits soll die Frau den durch die Arbeitsteilung vereinseitigten Mann ergänzen, indem sie seiner Differenziertheit als Ganzheit gegenübertritt: als „einheitliche[s], womöglich zu gar keinem besonders betonten Inhalt zugespitzte[s], in dem undifferenzierten Naturgrunde wurzelnde[s] Wesen“ (Simmel 1986: 67). Andererseits liegt ihre Funktion darin, die durch die Spezialisierung ausgeprägten Individualitäten des Mannes durch die gegenüberliegenden Individualitäten zu ergänzen. Um diesen beiden, sich widersprechenden Anforderungen des Mannes gerecht zu werden, bräuchte es „*Frauen von sozusagen genialer Weiblichkeit*“ (Simmel 1986: 67) – analog einem grossen Kunstwerk, das, obgleich es Teil der vielschichtigen Welttotalität ist, durch seine Geschlossenheit das Gegenstück zu ihr darstellt (vgl. Simmel 1986: 67f).

Die Frau also als Gegenstück zum Mann – in eben diesem Sinne beschreibt Simmel denn auch die typisch weiblichen Wesenszüge, indem er sie systematisch in Bezug zum Männlichen setzt.

3. Die Wesen von Mann und Frau

Die allgemeine Versachlichung unserer Kultur entspricht laut Simmel dem eigentlichen Wesenskern des Mannes, der kraft seiner Natur nach aussen drängt und das Objektive schaffen muss (vgl. Simmel 1986: 207). Sein „*unruhig aktive[s], zur Bewährung in und an einem Ausser-sich drängende[s] Wesen [...] gibt dem Entwicklungsprinzip für ihn eine von vornherein entscheidende Macht*“ (Simmel 1986: 224): Es macht ihn quasi natürlicherweise zum Träger der Geschichte. Der Frau ist im Gegensatz dazu das Entwicklungsprinzip fremd, da sie in sich geschlossener, in sich ruhend und einheitlicher ist. So „*scheint nach allgemeiner Meinung den Frauen eine gewisse ‚Unentwickeltheit‘ anzuhaften, auf die hin Schopenhauer sie ‚zeitlebens grosse Kinder‘ nannte*“ (Simmel 1986: 224). Sofern die Frau nicht Trägerin der Entwicklung ist, muss sie konsequenterweise das gegenüber dem Mann „unentwickelte“ Wesen sein. Konkret will das heissen: Die Frau ist in der Entwicklung der Menschheit „auf einer früheren Stufe stehen geblieben“ als der Mann (Simmel 1986: 225).

Wie diese relative Unentwickeltheit der Frau gedeutet wird, erläutert Simmel am Beispiel zweier unterschiedlicher Perspektiven: Zum einen nennt er die Antifeministen, welche die Unentwickeltheit der Frau als unabänderliche Tatsache ansehen, die „*das weibliche Geschlecht von dem höheren und ganzen Menschentum ausschlösse*“ (Simmel 1986: 224). Zum anderen ist von der Frauenbewegung die Rede, welche die weibliche Unentwickeltheit als „*eine Latenz von Kräften und Möglichkeiten*“ interpretiert, „die sich, wenn ihnen nur Spielraum und Anregung gegeben würde, in volle Aktualität umsetzen könnten“ (Simmel 1986: 224).

Simmel distanziert sich von beiden Interpretationen, da sie seiner Ansicht nach denselben Fehler begehen (vgl. Simmel 1986: 224): Sowohl die Antifeministen als auch die Frauenbewegung schreiben dem menschlichen Entwicklungsgrad eine Wertung zu. Entwicklung aber sollte generell nicht mit einer Wertskala gleichgesetzt werden, da jeder Entwicklungsgrad seine eigene, gesonderte Norm verdient, an der es das Mass seiner Vollendung zu messen gilt (vgl. Simmel 1986: 225). Simmel plädiert daher für einen Evolutionismus *ohne* Wertskala und vertritt die Meinung, dass es vielleicht gerade diese scheinbare „Unentwickeltheit“ ist, welche das Besondere des weiblichen Wesens ausmacht (vgl. Simmel 1986: 225f). Es „*mag manches vom männlichen Standpunkt aus Potentialität sein, Unentwickeltheit von Endwerten, deren Verwirklichung erst ihrer Möglichkeit Sinn gibt – während eben dies in der weiblichen Psyche ein sinnvoll Wirkliches ist, ein in dem Zusammenhange gerade solchen Gesamtlebens Vollendetes oder dessen Vollendung Tragendes*“ (Simmel 1986: 227). Ausserdem ist diese Ambivalenz von „Möglichkeit“ und „Wirklichkeit“ auch beim Mann zu finden, denn in jedem Menschen stecken unzählige Potentialitäten, die irgendwann im Verlauf des Lebens zur Entfaltung kommen könn(t)en. (vgl. Simmel 1986: 226f).

Die Form der Vollendung, der Ganzheit und in-sich-Geschlossenheit prägt das weibliche Wesen überhaupt. Während „*der Mann seine Gesamtpersönlichkeit von dem jeweiligen einzelnen Verhältnis ab[sondert] und dieses in der reinen, kein ausserhalb gelegenes Moment hineinziehenden Sachlichkeit [erlebt]*“, kann die Frau umgekehrt „*dieses momentane Verhältnis sich nicht als ein unpersönliches abspielen lassen, sondern erlebt es in Ungetrenntheit von ihrem einheitlichen Gesamtsein*“ (Simmel 1986: 228). Dies ist ein Grund dafür, warum Frauen empfindlicher und leichter verletzbar sind als

Männer: „Die mangelnde Differenziertheit, die geschlossene Einheitlichkeit des seelischen Wesens lässt sozusagen keinen Angriff lokalisiert bleiben, jeder setzt sich von seinem Ansatzpunkt aus gleich auf die ganze Persönlichkeit fort, wobei er dann leicht auf alle möglichen, überhaupt leicht verwundbaren oder wunden Punkte trifft“ (Simmel 1986: 228). So wird eine nebensächliche, auf einen bestimmten Punkt gerichtete Kritik von Frauen oftmals als Angriff auf ihre ganze Person empfunden.

Diese Grundstruktur des weiblichen Wesens lässt sich laut Simmel im psychologischen Wesenszug der „Treue“ zusammenfassen (vgl. Simmel 1986: 228). Treue bedeutet gemäss seiner Vorstellung, „dass das Ganze und Einheitliche der Seele sich mit einem einzelnen ihrer Inhalte unablässig verbindet“ (Simmel 1986: 228). In Bezug auf die Geschlechter formuliert er konkret:

„Über die Beobachtungstatsache, dass die Frauen, mit den Männern verglichen, die treueren Wesen sind, besteht wohl Einstimmigkeit. [...] Die ungespaltene Einheit ihrer Natur hält zusammen, was sich je in ihr getroffen hat, lässt an jedem Ding die einst damit verbundenen, in das gleiche Zentrum einbezogenen Werte und Gefühle schwerer trennbar haften. Der Mann ist pietätloser, weil er kraft seiner Differenziertheit die Dinge mehr in ihrer herausgelösten Sachlichkeit ansieht“ (Simmel 1986: 228).

Darin liegt denn auch die „laxere sexuelle Treue der Männer“ begründet, da der Mann im Gegensatz zur Frau Person und Sache grundsätzlich voneinander scheidet (vgl. Simmel 1986: 229).

Abgesehen von ihrer Treueit zeichnen sich Frauen auch durch ihre Schönheit aus (vgl. Simmel 1986: 241f). Die Deklarierung der Frau als das so genannt „schöne Geschlecht“ kommt also nicht von ungefähr, doch reicht bei Simmel der Begriff der Schönheit über das hinaus, was gewöhnlich darunter verstanden wird. Die Schönheit der Frau gründet auf ihrer geschlossenen Vollkommenheit, ihrer verbindenden Einheit des Inneren mit dem Äusseren (vgl. Simmel 1986: 242). In diesem Sinne kann selbst „eine verkrümmte Greisin“ noch als „schön“ bezeichnet werden (vgl. Simmel 1986: 242).

Was bei der Frau die Schönheit ist, ist beim Mann die Bedeutendheit: „*Während der Mann aus sich herausgeht, seine Kraft in seine Leistung entlässt und damit etwas ‚bedeutet‘, was in irgendeinem Sinne ausser ihm liegt, dynamisch oder ideell, schaffend oder darstellend – ist die Wesensidee der Frau jene Undurchbrochenheit der Peripherie, jenes organische Beschlossensein in der Harmonie der Wesensteile unter sich und in ihrer gleichmässigen Beziehung zu ihrem Zentrum – wie es eben die Formel des Schönen ist*“ (Simmel 1986: 242). Nur schon rein äusserlich tritt dieser Charakterunterschied zwischen Mann und Frau deutlich in Erscheinung:

„Die stärkere Ausprägung der für die Arbeit wirksamen Muskeln, die unterschiedener sichtbare Zweckmässigkeit des anatomischen Aufbaus, der Ausdruck der Kraft samt der gleichsam aggressiven Eckigkeit der Formen – alles dies ist weniger der Ausdruck der Schönheit als der Bedeutung, d. h. der Möglichkeit des Aus-sich-Heraustretens, der wirkungsvollen Berührung mit einem Draussen. Denn die ‚Zweckmässigkeit‘ des weiblichen Körpers geht nicht auf eine derartige Berührung, sondern mehr auf eine passive, oder jenseits von Aktivität und Passivität verlaufende Funktion. Die Bartlosigkeit, der Mangel des kleinlichen und den Fluss der Linien unterbrechenden Sexualorgans, die gleichmässiger gerundeten Fettpolster – weisen den weiblichen Körper viel mehr auf das Stilideal der ‚Schönheit‘ als auf das Aktivitätsideal der ‚Bedeutung‘ hin“ (Simmel 1986: 242).

4. Von der Möglichkeit weiblichen Kulturschaffens

Vor diesem Hintergrund, der ausführlichen Darstellung geschlechtsspezifischer Wesenszüge und Eigenheiten, kommt Simmel auf die Auswirkungen der Geschlechterdifferenz auf die menschliche Kultur zu sprechen. Kultur definiert Simmel als „eine einzigartige Synthese des subjektiven und des objektiven Geistes, deren letzter Sinn freilich nur in der Vervollkommnung der Individuen liegen kann“ (Simmel 1986: 219f). Die Differenzierung in eine „objektive“ bzw. „subjektive“ Kultur meint zum einen „*all das Ausgesprochene und Geformte, das ideell Bestehende und real Wirksame, dessen Komplex den Kulturbesitz einer Zeit ausmacht*“, und zum anderen die Frage, „*in wel-*

chem Masse, nach Ausdehnung und Intensität, die Individuen an jenen Inhalten teilhaben“ (Simmel 1986: 220).

Da unsere objektive Kultur, wie wir weiter oben festgestellt haben, eine männliche Kultur ist, wirft Simmel die Frage auf, ob die moderne Frauenbewegung eine allfällige Bereicherung der objektiven Kultur mit sich bringen könnte (vgl. Simmel 1986: 220). Zwar scheint es, als würde sie ihre Akzente eher auf die subjektive Kultur legen, indem sie für die Frauen das Recht fordert, an jenen Kulturinhalten teilzuhaben, die bisher den Männern vorbehalten waren, doch drängt sich die Frage auf, *„ob sich aus dieser Bewegung qualitativ neue Gebilde, eine Vermehrung des sachlichen Kulturgehalts erheben werde? Nicht nur Multiplikationen des Bestehenden, nicht nur ein Nachschaffen, sondern ein Schaffen?“ (Simmel 1986: 221).*

Simmel antwortet darauf wie folgt: *„Freilich kann hier konsequenterweise nur ein ganz radikaler Dualismus helfen: nur wenn man der weiblichen Existenz als solcher eine prinzipiell andere Basis, eine prinzipiell anders gerichtete Lebensströmung als der männlichen zuerkennt, zwei Lebenstotalitäten, jede nach einer völlig autonomen Formel erbaut – kann jene naive Verwechslung der männlichen Werte mit den Werten überhaupt weichen“ (Simmel 1986: 229).*

Was es anzustreben gilt, ist eine Egalität der Geschlechter, allerdings nicht im Sinne von Gleichartigkeit, sondern im Sinne von Gleichrangigkeit, die der grundsätzlichen Verschiedenheit von Mann und Frau Rechnung trägt. Doch wie lässt sich eine solche dualistische Egalität überhaupt erreichen, wo doch unsere Kultur prinzipiell auf Objektivierung basiert – einem Merkmal, das dem Wesen der Frau grundsätzlich entgegensteht? Simmel entgeht dieses Problem nicht, denn er schreibt:

„Unüberhörbar bleibt in der Schicht der Prinzipien ein formales Problem, auf das als auf das tiefste und letztentscheidende die bisherigen Überlegungen allenthalben hingedrängt wurden: ob nicht überhaupt dem spezifisch weiblichen Sein in seinem Innersten die Objektivierung seiner Inhalte widerspricht; ob nicht etwa schon mit dieser Frage und Forderung der hier gerade so oft gerügte Denkfehler begangen wird: an das weibliche Wesen ein Leistungskriterium heranzubringen, das gerade aus dem differentiell männ-

lichen Wesen hervorgegangen ist. [...] Vielleicht aber ist doch die objektive Kultur, nicht nur als ihr bisheriger Inhalt, sondern rein als solche, als Bewährungsform überhaupt dem weiblichen Wesen derartig heterogen, dass objektive weibliche Kultur eine contradictio in adiecto ist“ (Simmel 1986: 251).

Trotz Zweifeln an der Möglichkeit selbständigen weiblichen Kulturschaffens macht Simmel Vorschläge für mögliche Einsatzgebiete der Frau, unter dem Vorbehalt, dass „neue kulturelle Nuancen und Grenzerweiterungen nur dann von den Frauen zu erwarten [sind], wenn sie etwas leisten, *was die Männer nicht können*“ (Simmel 1986: 231). Oder anders ausgedrückt: „*dass eine in höherem Masse originelle und spezifisch weibliche Leistung gleichsam in den Lücken, die die männliche lässt, erwachse*“ (Simmel 1986: 232).

Obschon zu Beginn mehrfach kritisiert, verfällt Simmel hier einem ergänzungstheoretischen Ansatz, indem er die Frauen die Lücken füllen lässt, welche das männliche Schaffen offen lässt (vgl. Ulmi 1989: 45f). Die weiblichen Aufgaben in der Gesellschaft reduziert er wiederum nur auf das, was den Männern dienlich ist. Damit unterstreicht Simmel die Relativität von Mann und Frau, die das Weibliche nur in Bezug auf das Männliche, als das objektiv Massgebende, existieren lässt.

Trotzdem wollen wir danach fragen, welches denn nun diese Lücken sind, die das männliche Tun den Frauen offen lässt? Um es gleich vorwegzunehmen: Unproblematisch, weil dem Wesen der Frau angepasst und allein von den Frauen gestaltet, ist für Simmel die Tätigkeit im Haus, was im grossen und ganzen denn auch die einzige weibliche Kulturleistung bleibt (vgl. Simmel 1986: 249). Das Haus besitzt die einzigartige Struktur, Teil und Ganzes zugleich zu sein und „*in seiner ruhigen Geschlossenheit, alle Linien des kulturellen Kosmos irgendwie in sich zusammenzuführen und das Tun und Schaffen in ihm doch in einer anschaulich beharrenden, inneren Einheit ablaufen zu lassen*“ (Simmel 1986: 246). In diesem Sinne ist die Struktur des Hauses mit dem Wesen der Frau kongruent, weshalb es denn auch überhaupt zu ihrer grossen Kulturtat werden konnte (vgl. Simmel 1986: 247). Doch auch deshalb ist der Hausfrauenberuf dem weiblichen Wesen angemessen, weil er der Kulturkategorie der „*sekundären Originalität*“ angehört und „*von jeder bloss durchschnittlichen Begabung erfüllt werden*“

kann (Simmel 1986: 249). Die Tätigkeit im Haus ist ein Mittelding zwischen urschöpfender Eigenproduktion und blosser Wiederholung vorgezeichneter Formen, was ihre geringe soziale Wertschätzung deutlich zum Ausdruck bringt (vgl. Simmel 1986: 249). Ganz allgemein zeichnen sich die weiblichen Tätigkeitsfelder dadurch aus, dass sie *„ein Verfliessendes und dem einzelnen Hingegebenes sind, ein mit der Forderung des Augenblicks Werdendes und Vergehendes, nicht ein Bauen an einer in irgendeinem Sinn bleibenden, überpersonalen Kulturwelt, sondern ein Dienen an den Tagen und an den Personen, die diesen Bau sich erheben lassen“* (Simmel 1986: 246). Dies im Gegensatz zum Mann, der – mit Ausnahme der juristischen und kaufmännischen Berufe – dazu prädestiniert ist, mit seinem Schaffen Grenzen zu durchbrechen und Neues hervorzu- bringen (vgl. Simmel 1986: 246ff).

Neben der zentralen Kulturleistung des Hauses versucht Simmel, für die Frauen noch weitere Betätigungsfelder aufzuspüren. Innerhalb der akademischen Berufe nennt er allen voran die Medizin (vgl. Simmel 1986: 232f): Sowohl Diagnose wie auch Therapie erfordern ein gewisses Mass an Einfühlungsvermögen, das dem weiblichen Arzt in grösserem Masse gegeben ist als dem männlichen. *„Die objektiv-klinischen Untersuchungsmethoden kommen oft an ein frühes Ende, wenn sie nicht ergänzt werden durch ein entweder unmittelbar-instinktives, oder durch Äusserungen vermitteltes, subjektives Wissen um den Zustand und die Gefühle des Kranken“* (Simmel 1986: 232). Von besonderer Wichtigkeit erscheint diese Fähigkeit im Umgang mit Unterschichtspatientinnen, die aufgrund ihrer begrenzten Ausdrucksfähigkeit erst recht auf das unmittelbare, instinktmässige Verständnis der Ärztin angewiesen sind. *„Es drängt sich also die Konsequenz auf, dass Frauen gegenüber der weibliche Arzt nicht nur oft die genauere Diagnose und das feinere Vorgefühl für die richtige Behandlung des einzelnen Falles haben wird, sondern auch rein wissenschaftlich typische Zusammenhänge entdecken könne, die dem Mann unauffindbar sind, und so zu der objektiven Kultur spezifische Beiträge leisten würde“* (Simmel 1986: 232f). Somit spricht Simmel den Frauen also auch mögliche Verdienste in der medizinischen Forschung zu.

Einen ebensolchen Beitrag könnte die Frau auch in der Geschichtswissenschaft leisten (vgl. Simmel 233ff): Geschichte, so Simmel, sei viel mehr als eine „möglichst photographische Wiedergabe des Geschehens“ (Simmel 1986: 233). In gewissen Teilen kommt sie der angewandten Psychologie nahe, weshalb Frauen durch ihre besonderen

Wahrnehmungs-, Nachfühlungs- und Konstruktionsfähigkeiten die Geschichte dort zu bereichern vermögen, wo es um das Verständnis dumpfer Volksbewegungen oder etwa das Entziffern von Inschriften geht.

Als weiteren Zweig wissenschaftlicher Tätigkeit nennt Simmel die Mathematik, welche aufgrund ihrer Abstraktheit jenseits von weiblich und männlich beiden Geschlechtern gleichermassen offen steht (vgl. Simmel 1986: 237). *„Am annehmbarsten [jedoch/A.T.] wird die Objektivierung des weiblichen Wesens in Kulturproduktionen auf dem Gebiet der Kunst erscheinen, wo schon gewisse Ansätze dazu bestehen“* (Simmel 1986: 236). So beispielsweise in der Literatur, wo es gemäss Simmel eine Reihe von Frauen gibt, die nicht den sklavenhaften Ehrgeiz haben, zu schreiben „wie ein Mann“, noch ihre Identität hinter einem männlichen Pseudonym verstecken, sondern ihre Leistung als spezifisch weiblich zu präsentieren wissen (vgl. Simmel 1986: 236). Allerdings ist die Ausgangsbasis der Frauen in der Literatur schwieriger als jene der Männer, da die literarischen Formen grundsätzlich männliche Produkte sind (vgl. Simmel 1986: 236). Die überlieferten Formen von Lyrik und Drama verlangen ein gewisses Mass an seelischer Offenbarung – ein sich Enthüllen und sich Verhüllen, wie es dem männlichen Charakter allgemein entspricht (vgl. Simmel 1986: 236). Aus diesem Grund neigt die weibliche Dichtung generell zu einer gewissen Fadheit oder aber verletzender Schamlosigkeit, wie sie bei mancher modernen Lyrikerin anzutreffen ist (vgl. Simmel 1986: 236). Die Gattung des Romans hingegen scheint für das weibliche Wesen wie geschaffen zu sein, da sie im Gegensatz zu Lyrik und Drama eine relativ offene und flexible Form aufweist (vgl. Simmel 1986: 237).

Als abschliessendes Beispiel weiblicher literarischer Tätigkeit sei der Volksgesang genannt, welcher – gleich der Mathematik – jenseits von männlich und weiblich steht (vgl. Simmel 1986: 237): Seine Unentwickeltheit und noch fehlende Objektivierung sind Bedingung für das Entstehen eigenen weiblichen Kulturschaffens. *„Insoweit die kulturellen Formen noch nicht speziell und fest geprägt sind, können sie auch nicht entschieden männlich sein; solange sie sich noch in dem Indifferenzzustande befinden, sind die weiblichen Energien nicht in der Zwangslage, sich in einer ihnen nicht adäquaten Art zu äussern, sondern gestalten sich frei und den eignen – aber hier von den männlichen noch nicht wie jetzt differenzierten – Normen folgend aus“* (Simmel 1986: 237).

„In den Anschauungskünsten nun, in denen die Bindung an das fest tradierte Wort sich erübrigt, liegt vielleicht die Ausprägung des weiblichen Seins in charakteristisch weiblichen Werken prinzipiell am nächsten“ (Simmel 1986: 237f). Die besondere Begabung der Frau liegt in ihrer „teils unmittelbarere[n], teils reserviertere[n] Art, mit der das Innenleben der Frauen in die Sichtbarkeit tritt, ihre[r] besondere[n], anatomisch und physiologisch bestimmte[n] Art sich zu bewegen, das Verhältnis zum Raum, das aus dem eigentümlichen Tempo, Weite und Formung ihrer Gesten hervorgehen muss“ (Simmel 1986: 238). Dieses eigentümliche weibliche Raumverhältnis äussert sich insbesondere in der Tanzkunst (vgl. Simmel 1986: 238f): Die weiblichen Bewegungen scheinen in ihrer Form „umgrenzt“ zu sein, was historisch daher rührt, dass sich die Tätigkeitssphäre der Frau seit jeher auf das Haus beschränkt hat. Dem Mann hingegen, der ausser Haus tätig ist und sich in ständig wechselnden, unübersichtlicheren Räumen bewegt, fehlt „das Geschlossene, reibungslos Gleitende, ruhig Ausgegliche, das die spezifisch weibliche Anmut ausmacht“ (Simmel 1986: 239). Noch mehr aber gilt dies für die Schauspielkunst, deren Wesen mit dem weiblichen Wesen geradezu deckungsgleich ist (vgl. Simmel 1986: 239ff):

„Wenn es [...] überhaupt etwas wie eine Formel des weiblichen Wesens gibt, so deckt sie sich mit dem Wesen der Schauspielkunst. Denn [...] die unzähligen Beobachtungen über das Differentielle der weiblichen Psyche lassen sich doch wohl so zusammenfassen: dass für sie das Ich und sein Tun, das Zentrum der Persönlichkeit und seine Peripherie enger verschmolzen sind, als beim Manne, dass sie den inneren Vorgang – soweit er nicht durch Sitte oder Interesse Verhüllung fordert – unmittelbarer in seine Äusserung umsetzt, bis zu der eigentümlichen Verbundenheit, die bei den Frauen seelische Alterationen so viel leichter als bei Männern in körperliche übergehen lässt“ (Simmel 1986: 240).

Subjekt und Objekt, Persönlichkeit und Leistung verschmelzen in der Schauspielkunst zu einem einheitlichen Ganzen. Die Kategorien von Werden und Sein harmonisieren in besonderer Art, wobei mehr das eine, mehr das andere betont werden kann. Entsprechend der Wesensidee vom Männlichen als das „Werdende“ und dem Weiblichen als das „Seiende“ kann die schauspielerische Leistung der Frau besonders dort zur Entfaltung gelangen, wo der Akzent auf dem Sein liegt (vgl. Simmel 1986: 241).

Bei der Diskussion der Wesensunterschiede von Mann und Frau und den anschließenden Überlegungen zu den Möglichkeiten spezifischer weiblicher Kulturleistungen wagt sich Simmel in spekulative Regionen vor (vgl. Dahme/Köhnke 1985: 22). Simmel ist sich darüber im klaren, dass sich seine Fragestellungen letztendlich wissenschaftlich nicht beantworten lassen, und weist darauf hin, dass er „*weder die Wege zu einer objektiven Kultur noch das Quantum ihrer Inhalte*“ diskutieren wolle.“ (Simmel 1986: 251). Wenn die erstrebte Bewegungsfreiheit der Frauen zu einer Objektivierung des weiblichen Wesens führt ohne die männliche Kultur zu kopieren, wäre damit ein „neuer Weltteil der Kultur“ entdeckt: Ein „selbständiges Weibtum“ und nicht, wie es das Ideal der Frauenbewegung ist, ein „selbständiges Menschentum“ (vgl. Simmel 1986: 250)!

Es kann nicht das Ziel sein, so Simmel, auf die lange Unterdrückung der Frau mit dem entgegengesetzten Extrem der übertriebenen Gleichheit zu reagieren. Dies sei höchstens der Übergang zu einer neuen Synthese: einer „objektiven Kultur, die mit der Nuance des Weiblichen bereichert ist“ (Simmel 1986: 251). Allerdings stellt sich hierbei ein Problem, auf das bereits weiter oben hingewiesen worden ist: Der Widerspruch zwischen dem weiblichen Wesen und der Objektivierung seiner Inhalte (vgl. Simmel 1986: 251). „*Niemand wird leugnen, dass einzelnen Frauen objektive Kulturschöpfungen gelingen oder gelingen können; aber damit ist noch nicht entschieden, ob in dieser Schöpfung das Weibliche als solches, das, was kein Mann kann, objektiviert ist*“ (Simmel 1986: 251). Trotz der Möglichkeit weiblichen Kulturschaffens ist die Objektivierung der weiblichen Kulturleistungen also noch keineswegs allgemein bestätigt. Simmel sieht im radikalen Dualismus die einzige Möglichkeit, die Deklassierung der Frau zu verhindern und ihr ein Aufgehen in einer völlig autonomen Welt zu ermöglichen (vgl. Simmel 1986: 252):

„Der Sinn dieser ginge nun nicht mehr auf eine Äquivalenz innerhalb der allgemeinen Form objektiver Kultur, sondern auf eine solche zweier ganz verschieden rhythmisierter Existenzarten, deren eine die dualistische, auf Werden, Wissen und Wollen gerichtete ist und damit ihre Lebensinhalte aus dem Lebensprozess heraus in eine Kulturwelt objektiviert; während die andere jenseits der so subjektiv angelegten und der so objektiv entwickelten Zweifelt steht und deshalb ihre Lebensinhalte nicht in eine gleich-

sam ihr äussere Form hineinleben, sondern für sich eine nach innen gewandte Perfektion suchen müsste“ (Simmel 1986: 252).

5. Simmel aus Sicht seiner Zeitgenossinnen

Um Simmels gewonnene Erkenntnis nicht einfach im Raum stehen zu lassen, möchte ich die Ansichten zweier Frauen hinzuziehen, die als Zeitgenossinnen Simmels explizit auf seine Schriften Bezug genommen haben. Es sind dies Helene Lange und Marianne Weber – beide Exponentinnen der Frauenbewegung, deren gemässigtem Flügel sie angehörten. Wie ganz zu Beginn erwähnt, hat Simmel gerade in der bürgerlichen Frauenbewegung kontroverse Diskussionen ausgelöst. Zum einen heftigst kritisiert, aufgrund seiner „wilhelminischen“, die Frauen in ihre traditionelle Rolle zurückweisenden, Behandlung der Geschlechterfrage (vgl. Coser 1984: 89), zum anderen bejubelt, da sich gewisse Passagen aus seinen Aufsätzen „ohne Umdeutelei als ganz moderne feministische Theorie“ lesen lassen (Ulmi 1989: 17). Besonders die ersten paar Seiten von „Weibliche Kultur“ und „Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem“ sind von feministischer Seite mehrfach in affirmativer Form übernommen worden (vgl. Ulmi 1989: 17). So auch von Helene Lange, die in ihrem Werk über „Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen“ ausdrücklich auf Simmel zurückgreift, um die besonderen weiblichen Kulturaufgaben zu erklären: „Der einzige Philosoph, der die Frage einer besonderen ‚weiblichen Kultur‘ einer wirklichen Untersuchung unterzogen hat, ist Georg Simmel, und er hat aus seiner Untersuchung nicht einmal die uns ganz unausweichlich scheinende Folgerung gezogen. Immerhin sind die von ihm aufgestellten Prämissen bedeutungsvoll genug, um sie hier zu zitieren und zum Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen zu machen“ (Lange 1924: 146f).

Als Simmels Prämissen zählt Lange folgende auf: Die Kultur ist männlich. Die Frauen können die Kultur in den Lücken, die die Männer lassen, bereichern. Historisch ist dies in erster Linie die Tätigkeit im Haus, für die Zukunft ist „*vorerst die Beseitigung aller äusseren Ungleichheiten Vorbedingung*“, damit ein „eigenständiges Weibtum“ überhaupt errichtet werden kann (vgl. Lange 1924: 148). Im Gegensatz zu Simmel ist für Lange die logische Konsequenz: „*Wenn wir – und das müssen wir – die durchgängige*

Einheitlichkeit des Weiblichen Seins zugeben, so müssen aus dem Grunde, aus dem die erste Kulturtat (=das Haus) der Frau erwachsen ist, auch die objektiven Werte erwachsen, die sie im [Berufs- und] Gemeinschaftsleben zu bieten hat“ (Lange 1924: 148).

Anders als Helene Lange vertritt Marianne Weber den Standpunkt, dass sich vom spezifisch Weiblichen kein Anspruch auf das Wirken in ausserhäuslichen Bereichen ableiten lässt: „Verankert sich die Frau, gemäss dem einen Wegweiser, bloss im Boden ihrer weiblichen Besonderheit, so ist damit offenbar Sinn und Wert ihres Seins prinzipiell gebunden an die Entwicklung des Gattungshaften in ihr, an die Erfüllung ihres Weibseins; ihre Entwicklung ins Übergeschlechtliche, Allgemein-menschliche aber ist dann bedeutungslos“ (Weber 1919: 97). Weber geht davon aus, dass die Frau nicht nur aus Frau-Sein besteht, denn *„ein Teil der Frauen hat nun einmal den Trieb nicht nur zu sein, sondern auch zu leisten und zwar Etwas zu leisten, d.h. das rein Persönliche übergreifende Inhalte zu schaffen; und ein Teil der Frauen hat nicht nur diesen Trieb, sondern ist auch begabt mit der Kraft zu überpersönlichem Wirken und zu Objektivationen irgendwelcher Art“ (Weber 1919: 115).*

Viele Frauen streben zwar nach wie vor die Entfaltung ihrer traditionellen weiblichen Gattungsbestimmung an, doch ist der fortschreitende Kulturprozess nicht an allen Frauen spurlos vorübergegangen, sondern hat in ihnen gleichsam das Bedürfnis geweckt, den weiblichen Wirkungsbereich ausserhäuslich auszudehnen (vgl. Weber 1919: 115f). Immer mehr Frauen gehen, durch äussere Not gedrungen oder weil sie die Hausarbeit nicht mehr restlos zu erfüllen vermag, ausserhäuslichen Arbeiten nach. Es sei die grundlegende Herausforderung der Zeit, so Weber, für die Frauen geeignete Arbeitsbereiche zu finden, die sie gleichzeitig in ihren weiblichen wie allgemein-menschlichen Eigenschaften zur Geltung kommen lassen (vgl. Weber 1919: 119). Denn mehr als die Männer sehen sich Frauen hin und her gerissen *„zwischen ihrer individuellen Vollendung und ihrer Bewährung am Objektiven einerseits, und zwischen dieser letzteren und der Erfüllung ihrer gattungsmässigen Sonderaufgaben andererseits“ (Weber 1919: 117).*

Zwei mögliche Ansätze zur Vereinbarkeit des weiblichen Lebens mit dem sachlichen Tun sieht Weber in der Diensttätigkeit und in der Leistung (vgl. Weber 1919: 124f). Dienen deshalb, weil es eine Tätigkeit ist, *„deren wesentlicher Inhalt nicht die Entstehung irgendeines Objektes ist, sondern das dem Lebendigen dient, am Lebendigen ge-*

schieht“ (Weber 1919: 125). In der Leistung kann die Frau ihre Fähigkeiten insofern nutzen, als dass die Leistung „dasjenige planvolle Tun [ist], bei dem das Gewicht der sachlichen, objektiven Elemente die persönlichen Inhalte übersteigt“ (Weber 1919: 124). Mit anderen Worten ist es eine „*Art des Wirkens, die ein vom Subjekt losgelöstes Objekt: ein Ding, eine Sache hinterlässt, wie z.B. alle greifbaren Resultate geistigen Wirkens: Schriftwerke, Kunstwerke u. dgl.*“ (Weber 1919: 126).

Vertieft man sich weiter in Webers und Langes Analysen zur Geschlechterproblematik, wird deutlich, dass die beiden Frauen im Gegensatz zu Simmel eine explizite Kritik an der herrschenden Kultur formulieren. „*Während Simmel die für die Frauenbewegung relevanten Begriffe losgelöst von einer praktischen Umsetzbarkeit, rein denkerisch aufnimmt, geht es den Vertreterinnen der Frauenbewegung weniger um die Begriffe, als um ihre Brauchbarkeit für die praktisch-politischen Forderungen*“ (Ulmi 1989: 129f). Auch wenn Lange die „Weiblichkeit“ der Frau hervorhebt, währenddem Weber sich gegen die Reduzierung der Frau auf das „Nur-Weibliche“ wehrt, verfolgen doch beide dasselbe Ziel: Für die Frauen das Recht zu erkämpfen, an der objektiven Kultur teilzunehmen (vgl. Ulmi 1989: 130).

6. Schlusswort

Die soziologische Auseinandersetzung mit der Geschlechterfrage hat bis zum heutigen Tag angehalten. Noch immer müssen die Frauen um Recht und Anerkennung in der Gesellschaft kämpfen und sich in einer von Männern dominierten (Arbeits-)Welt behaupten. Schon im 18. Jahrhundert diskutiert, erreichte die Geschlechterthematik zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen kulturphilosophischen Höhepunkt (vgl. Bovenschen 1979: 29ff). Simmels Schriften zur Soziologie der Geschlechter sind in engem Zusammenhang mit der Neubildung der ökonomischen und politischen Strukturen in der bürgerlichen Gesellschaft um die Jahrhundertwende zu sehen (vgl. Ulmi 1989: 11). Während die bestehenden Definitionen und Funktionsbereiche von Mann und Frau allmählich an Bedeutung verloren, verlangte die Vorrangstellung des Mannes nach einer neuen Legitimation (vgl. Hausen 1976: 7ff). Die Begründungsversuche gingen generell dahin, das asymmetrische Geschlechterverhältnis als Folge psychologisch bedingter Faktoren

zu erklären, welche aus den geschlechtsspezifischen Wesensmerkmalen von Mann und Frau hervorgingen (vgl. Ulmi 1989: 12). Auch bei Simmel ist von einer „Verwebung historischer und psychologischer Motive“ zu lesen, welche zur männlichen Prägung unserer sachlichen Kultur geführt habe (vgl. Simmel 1986: 222). Gleich seinen Zeitgenossen fügt er Mann und Frau in das zeittypische Raster der geschlechtsspezifischen Dichotomien von Aktivität und Passivität, Produktivität und Rezeptivität, Intellektualität und Emotionalität ein (vgl. Dahme/Köhnke 1985: 7). Hinzu kommt sein eigenes theoretisches Konzept der Differenzierung, das die Frau im Vergleich zum Mann als das psychisch und intellektuell undifferenzierte Wesen dastehen lässt (vgl. Dahme/Köhnke 1985: 7).

Bei seiner Rekonstruktion des Geschlechterverhältnisses zeigt Simmel auf, dass die Beziehung der Geschlechter von einer Asymmetrie zugunsten der Männer bestimmt ist. Das männliche Prinzip bestimmt als Absolutes die geltenden Normen und lässt die Frau als Relationserscheinung des Mannes dessen logische Superiorität reproduzieren (vgl. Wobbe 1997: 51). Auch wenn Simmel die Frauen in Bezug auf Intellekt und Kreativität nicht als schlechthin defizitär beurteilt und ihnen gar eine gewisse Überlegenheit in ihrer gefühlsbestimmten Einheitlichkeit der Persönlichkeit zuspricht, zweifelt er doch an der Möglichkeit weiblicher Kulturleistung (vgl. Dahme/Köhnke 1985: 7f). Im Geltungsbereich der objektiven Kultur sieht er für die Frauen jene Bereiche vor, in denen sie etwas leisten, was die Männer nicht können. Seine schon früh gewonnene Auffassung des wesentlich Weiblichen hat sich im Laufe der Jahre kaum geändert und lässt manche seiner Ansichten etwas gar antiquiert wirken. Dies nicht erst aus heutiger Zeit, wie der folgende Auszug aus einem Brief von Simmels Ehefrau Gertrud an ihre Freundin Marianne Weber zeigt:

„Ich weiss nicht, ob man sich's eigentlich erlauben darf, – aber ich habe eine grosse Ungeduld über alles, was Männer von uns sagen – auch Georg. So schön es ist. Mir scheint immer, sie reden alle nur über die historische Frau – wie hoch sie sich auch in das Allgemeine versteigen. Und ich habe immer das Gefühl, dass wir detorriert sind durch unsere historischen Schicksale, und dass nichts nötiger täte, als dass wir allmählich für uns selbst herausbrächten [...] als was Gott uns gemeint hat. Und das können nur Jahrhunderte herausklären, und ein Leben, in dem wir uns herumbe-

wegen und kämpfen in jedem Sinn. Nur in unserer Männer Häuser kommen wir nicht dahinter. Dass wir nur einmal wieder Menschen, weibliche Menschen würden, anstatt wie jetzt übertriebene weibliche Menschen zu sein, übertrieben durch das ewige Nach-dem-Manne-Hinleben, das wir nun einige tausend Jahre getan haben, und das ich nicht als unser Wesen erfassen kann: ‚Es ist das metaphysische Wesen der Frauen, nur auf den Mann hinzuleben‘, nein, das ist ihr historisches Wesen. Was aus uns werden kann, wenn wir’s uns einfallen lassen, einmal auf unseren Herrgott hinzuleben, anstatt auf die Männer, und wenn eine Reihe von Generationen so gelebt haben wird – das wissen wir selber nicht. Es hat auch mit allen möglichen Begabungen nichts zu tun. Hierüber kann man weder diskutieren, noch behaupten – es ist das nur eine Weise des Fühlens, von der man weiss, dass sie mit dem eigenen Wesen verwachsen ist!“ (Weber 1948: 383f).

Gertrud Simmels kritische Äusserungen über die typisierten Weiblichkeitsvorstellungen der Männer geben im Wesentlichen wieder, was sich auch aus heutiger Sicht an Simmels Deutung der Geschlechterfrage kritisieren lässt. Trotz analytischer Schärfe kehrt Simmel immer wieder zu den alten Mann/Frau-Stereotypen zurück. Zugleich ist es umso erstaunlicher, dass die Fragestellungen, die hinter seinen jeweiligen Ausführungen stehen, bis heute nicht an Aktualität verloren haben (vgl. Ulmi 1989: 135f): Inwieweit ist die Kultur geschlechtsspezifisch ausgestaltet? Wie sind diese Strukturen entstanden? Welche Folgen haben sie für die Frauen? Und ist es den Frauen überhaupt möglich, sich in den bestehenden Verhältnissen zu entfalten?

„Simmels Diagnose war äusserst modern, seine Behandlung aber wilhelminisch. Als es um die Abhilfemassnahmen für die Dilemmata ging, die er mit solcher Schärfe herausgearbeitet hatte, versagte Simmels soziologischer Ideenreichtum. Aber weder diese noch seine anderen Schwächen sollten den grossen Beitrag beeinträchtigen, den er für das Verständnis der Ursachen unseres gegenwärtigen Unbehagens an der Dualität der Geschlechter in der modernen Zivilisation geleistet hat“ (Coser 1984: 89f).

Dass Simmel in jüngster Zeit als moderner Denker wiederentdeckt und neu aufgelegt wird, findet wohl darin seinen Grund (vgl. Ulmi 1989: 140). Inhaltlich ist Simmel nur selten revolutionär, doch verblüfft er immer wieder durch die Wahl seiner Themen und die Art und Weise, mit der er an sie herangeht (vgl. Ulmi 1989: 140). Sein Beitrag zur Diskussion der Geschlechterfrage liegt denn auch weniger in der theoretischen Formulierung einer Soziologie der Geschlechter als vielmehr im Phänomenologischen und der oft erstmaligen Analyse sozialer Mikroprozesse (vgl. Dahme/Köhnke 1985: 8).

Literaturverzeichnis

- Bovenschen, Silvia (1979): Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt am Main.
- Coser, Lewis A. (1984): Georg Simmels vernachlässigter Beitrag zur Soziologie der Frau. In: Dahme, Heinz-Jürgen/Rammstedt, Otthein (Hg.): Georg Simmel und die Moderne. Neue Interpretationen und Materialien. Frankfurt am Main, S. 80-90.
- Dahme, Heinz-Jürgen/Köhnke, Klaus Christian (1985): Einleitung. In: Dahme, Heinz-Jürgen/Köhnke, Klaus Christian (Hg.): Georg Simmel. Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter. Frankfurt am Main, S. 7-26.
- Dietzen, Agnes (1993): Soziales Geschlecht. Soziale, kulturelle und symbolische Dimensionen des Gender-Konzepts. Opladen.
- Habermas, Jürgen (1986): Simmel als Zeitdiagnostiker. In: Simmel, Georg: Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas. Berlin, S. 7-17.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hg.): Sozialgeschichte der Familie der Neuzeit in Europa. Stuttgart, S. 37-71.
- Lange, Helene (1924): Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. (3. Auflage) Leipzig.
- Menzer, Ursula (1983): Weiblichkeit und Kultur. In: Bendowski, Halina/Weishaupt, Brigitte (Hg.): Was Philosophinnen denken. Zürich, S. 85-95.

- Simmel, Georg (1986): Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas. Berlin.
- Ulmi, Marianne (1989): Frauenfragen – Männergedanken. Zu Georg Simmels Philosophie und Soziologie der Geschlechter. Zürich.
- Weber, Marianne (1919): Frauenfragen und Frauengedanken. Tübingen.
- Weber, Marianne (1948): Lebenserinnerungen. Bremen.
- Wobbe, Theresa (1997): Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft. Frankfurt am Main/New York.